

Knut Elstermann

KLOSTER KINDER

**Deutsche Lebensläufe am Gymnasium
zum Grauen Kloster in Berlin**



berlin edition im
be.bra verlag

Knut Elstermann

KLOSTERKINDER

Deutsche Lebensläufe am Gymnasium
zum Grauen Kloster in Berlin

berlin edition im
be.bra verlag

Für Brunhilde Becker mit Dankbarkeit

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in
der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten
sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Alle Rechte vorbehalten.

Dieses Werk, einschließlich aller seiner Teile, ist urheberrechtlich
geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des
Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig
und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen,
Mikroverfilmungen, Verfilmungen und die Einspeicherung und
Verarbeitung auf DVDs, CD-ROMs, CDs, Videos, in weiteren
elektronischen Systemen sowie für Internet-Plattformen.

2., aktualisierte Auflage
© berlin edition im be.bra verlag GmbH
Berlin-Brandenburg, 2012
KulturBrauerei Haus 2
Schönhauser Allee 37, 10435 Berlin
post@bebraverlag.de
Lektorat: Ingrid Kirschey-Feix, Berlin
Umschlag: Ansichtssache, Berlin
Satz: typegerecht berlin
Schrift: Minion 10,5/13,5 pt
Druck und Bindung: FINIDR, Český Tesín
ISBN 978-3-8148-0183-4

www.bebraverlag.de
--

Inhalt

Der verlorene Ort	7
Gute Geister	57
Ruhm und Ruin	126
Das Leben nach dem Tod	192
Vertreibung aus dem Kloster	245
Nachwort	303
Anhang	
Zeittafel	311
Dank	313
Quellen	314
Personenregister	320
Zum Autor	326

Der verlorene Ort

1 Eine Ruine im Zentrum Berlins, sichtbares Zeugnis des Krieges in der alten Mitte, von ausladenden alten Bäumen umgeben. Manchmal stehen hier Spaziergänger, blättern in Reiseführern, lesen die Gedenktafel an der hoch aufragenden und plötzlich abbrechen- den Fassade. Sie sehen durch das spitzbogige Portal, in dem Eisengitter verlorene Flügeltüren ersetzen, hinein in den rechts offenen Innenraum bis zum altarlosen Chor. Die der Straße zugewandte schlichte Fassade hat sich erhalten, als wolle sie den wahren Zustand der Zerstörung verbergen.

Tag und Nacht braust der Verkehr hier vorbei, getrennt vom Grauen Kloster nur durch eine Rasenfläche. Immer wenn ich hier vorbeikomme, frage ich Mitfahrer oder Taxichauffeure, ob sie wüssten, was an diesem Ort früher stand. Niemals erhalte ich eine richtige Antwort. Eine Ruine eben, ein mittelalterliches Trümmerstück. Ihm ist nicht anzusehen, was dieses verschwundene Kloster und das in ihm einst beheimatete berühmte Gymnasium, an dem Schinkel und Bismarck lernten, für Berlin bedeuteten.

Ich habe mein Abitur 1979 an einer sozialistischen Bildungseinrichtung abgelegt, die wir Schüler konsequent auch das Graue Kloster nannten. Sie war in einem unauffälligen Gebäude untergebracht, drei U-Bahnstationen von dem echten, zerbombten Konvent entfernt. Unsere Schule mit der ungewöhnlichen, inoffiziellen Bezeichnung war in Ostberlin bestens bekannt. In der DDR bildete sie eine von vielen Prominentenkindern besuchte Besonderheit, so etwas wie ein bürgerlich-humanistisches Gymnasium mit altsprachlicher Ausrichtung, eine Oase im pädagogischen Einheitssystem.

Oft fragte ich mich, was diese 2. Erweiterte Oberschule mit der gleichnamigen Ruine zu tun hatte. Der geheimnisvolle Name verband unser Haus auf nicht geklärte Weise mit der gotischen Kirche. Er verlieh der Schule eine historische Würde und uns ein Gefühl des Stolzes, auch wenn wir nicht ganz genau wussten, worauf eigentlich.

Die Schule begann in der DDR immer am 1. September. Ein historisches Datum. Am 1. September im Jahre 1939 hatten die Faschisten Polen überfallen und den Zweiten Weltkrieg ausgelöst. Den Beginn des schulischen Betriebs nach der Sommerpause auf diesen »Weltfriedenstag« zu legen, verlieh dem Anlass erhebliche Symbolkraft und entthob die Lehrer der Qual längeren Nachdenkens über angemessene Worte. Die Friedensrhetorik ergab sich von selbst.

Ich betrat am Weltfriedenstag, der 1975 auf einen Montag fiel, die 2. Erweiterte Oberschule zum ersten Mal. Wie alle anderen künftigen Mitschüler trug ich das Blauhemd der Freien Deutschen Jugend.

Es gab unzählige Spielarten, diese Uniform der Jugendorganisation zu individualisieren. Sie wurde über Hose und Rock getragen, mit hoch geschlagenem Kragen, unter Westen und Westovern halb verborgen oder locker geöffnet über T-Shirts geworfen. Man könnte den Stand von Eiszeit oder vorsichtiger Liberalisierung in der DDR anhand der Duldung oder Ächtung dieser persönlichen Kleiderordnung in der Schule festmachen und würde ein recht genaues Bild der jeweiligen politischen Situation erhalten.

Die 14- und 15-Jährigen, die sich an diesem sonnigen Septembermorgen auf dem Hof versammelten, waren noch in ihren Grundschulen, den so genannten Polytechnischen, in die Reihen der FDJ aufgenommen worden. Sie schritten in die Erweiterte Oberschule, um dort das Abitur abzulegen. Das übersichtliche Bildungssystem der DDR kannte im Wesentlichen nur diese beiden Schultypen.

Hier bin ich den Menschen zum ersten Mal begegnet, mit denen ich die nächste Zeit verbringen sollte, die so intensiv und prägend sein würde wie kein Lebensabschnitt zuvor und danach. Hier hörte ich Majas fröhliches Lachen, das die Augen hinter der kleinen, runden Brille aufblitzen ließ. Hier spürte ich zum ersten Mal die Lässigkeit von Jan, die ansteckende Wärme von Matti und erblickte die atemberaubende Schönheit von Ina. Nur Mark, dessen skandalöser Rauswurf kurz vor dem Abitur jede Erinnerung an die Schule für immer überschatten sollte, war noch nicht dabei. Er kam erst zwei Jahre später mit den Russisch-Klassen, die lediglich zwei Jahrgänge blieben und von uns, den Altsprachlern etwas herablassend betrachtet wurden. Aber soweit war es noch nicht. Jetzt waren wir die Neuen, erfasst von jener euphorischen Stimmung eines jeden Anfangs.

Das Vorderhaus der Schule war im Krieg zerbombt worden. Nur das weit zurückgesetzte Hintergebäude hatte die Angriffe überstanden und ist seither den Blicken von der Straße ausgesetzt, wofür es nie gedacht war. Als einziger Schmuck der Fassade ziehen sich gelblich abgesetzte Steinstreifen quer durch das schmutzige Backstein-Rot: Berliner Schularchitektur der Gründerzeit.

Der Anblick des alten kastenförmigen Baus fesselte mich. Meine Fantasie besetzte ihn sofort: Dies also war das sagenhafte Graue Kloster, und es störte meine Einbildungskraft nicht im Geringsten, dass es weder grau war noch in irgendeiner Weise klösterlich anmutete.

Wir waren aufgefordert worden, draußen zu warten und wundern uns, warum es die Älteren nicht auch taten, sondern zielstrebig ins Gebäude gingen. Etwas verwirrt standen wir unter den Bäumen im Hof. Damals säumten ihn Pappeln, die einst Lothar de Maizière in den 50er Jahren mit seinem Biologie-Lehrer gepflanzt hatte. Aber das wusste ich damals natürlich noch nicht, ebenso wenig wie ich ahnen konnte, dass dieser Kloster-Schüler im Jahre 1990 das Land, für dessen ständige Stärkung und Sicherung wir eifrig lernen sollten, als letzter Ministerpräsident abwickeln würde.

Schließlich holte uns die Klassenleiterin in die Schule. Jeder sah zuerst nach oben. Die eisernen Säulen zogen den Blick empor bis zu den hellen Milchglas-Scheiben des Daches. Wir standen in einem Lichthof, über uns drei Etagen, gesichert durch hellgrau gestrichene Geländer. Ich kenne niemanden, der bei diesem Anblick nicht an ein Gefängnis dachte. Doch trotz dieser treffenden Assoziation liebte ich das Altertümliche und die Übersichtlichkeit dieses Hauses sofort. In das Staunen über den Anblick mischte sich plötzlich aufbrandender Beifall. Die Schüler aller Klassen empfingen uns mit freundlichem Klatschen, verstärkt vom Hall des Innenhofes. Der Rest wird nach den landesweit üblichen Regeln des Schulanfangs abgelaufen sein. Beschwörung des Friedenswillens, Beschreibung der internationalen Lage, die aus Sicht der DDR immer irgendwie bedrohlich erschien, auch wenn gerade Entspannungspolitik angesagt war, die den Gegner aber nicht ruhen ließe in seiner erklärten Absicht, die uns wiederum verpflichtete, nicht nachzulassen bis ... und alle Anstrengungen zu unternehmen, dass ...

Mir fiel auf, dass weder in der Rede des Direktors, noch in den anschließenden Begrüßungen der Lehrer das Graue Kloster erwähnt wurde, in dem wir uns doch aber, nach allem was ich gehört hatte, zweifelsfrei befanden. Beim Warten auf dem Hof hatten wir über den legendären Ruf der Einrichtung gesprochen, für die Pädagogen und Schüler offenbar zwei verschiedene Bezeichnungen hatten. Für uns war es das Graue Kloster, auch wenn das hier nirgends in gotischen Lettern stand, für sie die 2. Erweiterte Oberschule.

2 Der letzte Anstoß, der Schulgeschichte endlich nachzugehen, kam vom einstigen Mitschüler Matti, ohne dass er es beabsichtigt hätte. Er hatte uns alle fast dreißig Jahre nach dem Abitur in seinen Wohnort eingeladen, nach Sebnitz, in die südlich von Dresden gelegene »Stadt der Kunstblumen«. Wahrscheinlich weiß niemand so recht, warum die schön gelegene Kleinstadt in der Sächsischen Schweiz sich den idiotischen Beinamen gab, der auf die alte lokale Handwerkstradition der Herstellung von so etwas Scheußlichem wie Papier- und später Plastikgewächsen verweist. Matti leitet in Sebnitz eine Radiologische Klinik. Er hatte für uns in dem kleinen Hotel »Brückenschenke« Zimmer gebucht.

Ich fand Mattis Idee mutig. Prinzip Klassenfahrt: Keiner kann weg. Doch genau deshalb zögerte ich zuzusagen. Zwei Abende und ein ganzer Tag erschienen mir für ein Klassentreffen dann doch etwas zu viel, lang genug jedenfalls, um quälende Sprachlosigkeit aufkommen zu lassen. Es hatte schon zwei solcher Begegnungen gegeben, eine nur etwa ein Jahr nach dem Abitur und eine weitere etwa fünfzehn Jahre später in einem Berliner Restaurant, aus dem vor allem die Ortsansässigen früh aufgebrochen waren. Diesmal sollte es ohne Rückzugsmöglichkeiten und ohne Zeitdruck ablaufen.

Jan, mein bester Freund in der Schule, holt mich in Berlin von zu Hause ab, mit einem BMW, was mich kurzzeitig irritiert, weil dieser Wagen nicht zu meiner klischeehaften Vorstellung von einem Streetworker passen will, der er doch seit vielen Jahren ist. Seine Kleidung allerdings signalisiert eine Verbindung zum jugendlichen Geschmack, dezent mit künstlichen Gebrauchsspuren, mit Rissen und Flecken versehene helle Jeans und ein T-Shirt.

Wir hatten uns sehr lange nicht mehr gesehen, aber einige Tage vor der Fahrt war etwas Merkwürdiges geschehen. Nach einer Lesung sprachen mich zwei Jungen an, beide etwa vierzehn Jahre alt, und fragten mich nach Jan. Ob ich ihn kennen würde?

»Ja, natürlich. Wir haben uns zwar aus den Augen verloren, aber in der Schule war er konkurrenzlos mein bester Freund.« In diesem Augenblick leuchtete das Gesicht des Kleineren vor Stolz auf, denn der größere zeigte nun auf ihn, im dem frohen Bewusstsein, mich verblüffen zu können: »Das hier ist sein Sohn!«

Ich wusste zwar, dass Jan eine Tochter hatte, die nun schon 20 Jahre alt sein musste, von der Existenz dieses Jungen aber hatte ich nie gehört. Und so blickte ich plötzlich in sein strahlendes Gesicht, das dem des Vaters sehr glich. Bis auf die Brille und das viel hellere Haar sah er genauso aus wie Jan, als ich ihn zum ersten Mal auf dem Schulhof sah.

Ich rief Jan an, erzählte von dem unverhofften Treffen mit dem Sohn, der mir allerdings längst mit seinem Bericht zuvorgekommen war, und fragte, ob er mich, den alten Freund und Nicht-Autofahrer, mitnehmen könne. Jan hatte sich bisher noch nicht entschlossen zu kommen, ließ sich aber schnell überreden.

Im Auto reden wir viel. Die wichtigsten Informationen sind so zwischen uns ausgetauscht, und wir würden uns in Sebnitz in aller Ruhe den anderen zuwenden können. Während wir auf die Stadt zufahren, denke ich daran, wie oft ich mit Jan an den Wochenenden unterwegs war. Mir fallen unsere gemeinsamen, meist chaotischen und gerade deshalb unvergesslich abenteuerlichen Fahrten in den Schulferien nach Polen ein, unserem liebsten Reiseland. Bei mir mischt sich in das Gespräch über Vergangenes eine leise Wehmut über die verpassten Chancen einer irgendwann ausgelaufenen Freundschaft. Aber das sage ich nicht.

Als wir schließlich in Sebnitz ankommen und vor dem Gebäude parken, sind wir vom Reden erschöpft. Vom Balkon grüßen ausgelassen zwei Frauen. Ich schiebe es schnell auf die Entfernung, dass ich sie nicht sofort erkenne. Es sind Ina, die das Klassentreffen organisiert hatte, und Biggi. Beide wohnen inzwischen im Westen. Sie haben die weite Fahrt hierher gemeinsam unternommen und sind schon vor Stunden angekommen.

Wir treffen uns alle am Abend in der Gaststätte des Hotels. Meine Frau hatte mir zu Hause den sadistischen Vorschlag gemacht, ich solle doch etwa drei Wochen vor dem Treffen auf Essen weitgehend verzichten, der Effekt würde sich schnell zeigen und für einen guten Eindruck sorgen. Natürlich habe ich mich nicht dazu überwunden. Ich rede mir ein, dass wir uns alle ganz ordentlich gehalten haben. Über jeden ersten Eindruck, über jeden Blick in das Gesicht eines Neuankömmlings legt sich unwillkürlich die wache Erinnerung an den Schüler von einst und wird immer stärker und bestimmender.

Viele Mediziner sind aus unserer Klasse hervorgegangen, es müssen sieben oder acht sein. Der Berufswunsch führte sie direkt in das Graue Kloster, denn nur hier wurde in Ostberlin Latein und Griechisch gelehrt, was eine gute Hilfe beim späteren Auswendiglernen von Tausenden Knochen war.

Mein bedingungsloses »Ja« zu dieser Anstalt hatte einen ganz anderen Grund, der für die angehenden Ärzte eher hinderlich war. Meine Mutter hatte mir erzählt, den Schülern würde dort aufgrund der altsprachlichen Zusatzbelastungen ein vollständiges Abiturfach erlassen, was ganz untypisch für die DDR war. Wahlweise Biologie oder Chemie. Von letzterer Disziplin hätte ich liebend gern Abschied genommen. Doch ausgerechnet in unserem Jahrgang fiel diese luxuriöse Regelung weg, denn die künftigen Mediziner hatten bisher das fehlende Fach in der Abendschule mühselig nachholen müssen. Das blieb ihnen nun erspart.

Jetzt umzingelt mich beim Klassentreffen eine unüberwindliche medizinische Übermacht. An diesem Abend wird bei Schweinebraten mit Pflaumen und Knödeln ausgiebig über Krankheiten geplaudert, über triumphale Behandlungserfolge und niederschmetternde Tiefschläge. Ich werde als eingefleischter Hypochonder mit der Überzeugung ins Bett gehen, mindestens die Keime der meisten hier besprochenen Auffälligkeiten schon in mir zu tragen. Aber nicht nur wegen des qualvollen Endes, das sich vor meinem inneren Auge gerade deutlich abzeichnet, bin ich an diesem Abend ungewohnt still.

Was könnte ich angesichts ihres täglichen Kampfes zum Beispiel gegen Krebs schon erzählen, etwa meine üblichen Anekdoten darüber wie die Schauspieler so drauf sind, die ich als Journalist manchmal interviewe? Was ich tue, kommt mir wenig ernsthaft, spiele-

risch, in jedem Fall höchst entbehrlich vor. Die anderen erscheinen mir viel erwachsener, abgeklärter und reifer als ich mich selbst je empfunden habe. Aber die Idee, ich könnte über unsere Geschichten, über die Klosterkinder und das alte Schulhaus in Berlin etwas schreiben, kommt an diesem Abend langsam auf.

3 Den nächsten Tag bringen wir dann mit heiteren Unternehmungen wie einer Kremserfahrt zu. Bevor wir uns am Abend treffen, an dem noch einige zu uns stoßen sollten, mache ich den Fehler und suche mit Jan die Sauna auf. Mein alter Freund treibt regelmäßigen Sport und ist einfach beschämend gut in Schuss.

Zwei nackte Herren im Dampfbad. Ich erzähle Jan als Erstem von meinem noch ganz vagen Plan, die Geschichten der einstigen Klassenkameraden zu sammeln. Schweren Herzens müsste ich eine Auswahl unter ihnen treffen, könnte aber zugleich endlich der Frage nachgehen, warum sich der Ruf der alten klösterlichen Institution in der DDR in Andeutungen erhalten hatte. Immerhin gab es in Ostberlin an dieser Schule einen Anflug gymnasialer Atmosphäre. Mein Stolz steigerte sich damals sehr, als ich erfuhr, dass in der gesamten DDR nur noch eine Handvoll solcher Einrichtungen bestand, darunter die Schulen der berühmten Knabenchöre, der Kruzianer in Dresden und der Thomaner in Leipzig.

»Es gibt so viele Ungereimtheiten, über die wir schon damals gestolpert sind«, versuche ich Jan meine Idee zu beschreiben. »Ich müsste einige unserer Lehrer treffen. Ich könnte vielleicht die Wahrheit finden über den Rausschmiss von Mark. Er war ja nicht in unserer Klasse, aber der Schulverweis so kurz vor dem Abitur war eine Botschaft an alle.«

Auch Jan erinnert sich an diese Relegierung. Mark hatte aus eigener Kraft eine Kulturwoche für uns alle organisiert. Zum Verhängnis wurde ihm ein Begleitheft mit einem Artikel, in dem er sich seine kritischen Gedanken über die Pädagogik in der DDR machte und über eine zunehmend resignierte Jugend. Viel mehr ist weder bei Jan noch bei mir von diesem Text hängen geblieben, auch die Vorgänge von damals, die Verantwortlichkeiten und die Reaktionen sind nur noch schattenhaft in unseren Köpfen.

»Ich möchte endlich mehr über die Geschichte dieser doch irgendwie besonderen Schule erfahren und über unsere Lebenswege. Manche von uns würde ich gern besuchen, um zu sehen, wie sie heute leben. So viele Jahre nach unserem Grauen Kloster und nach der DDR, die es beide nicht mehr gibt. Selbst wenn wir es nicht wussten – auch wir sind kleine Bausteine in der Geschichte des Klosters.

Ich denke an biografische Stichproben, es werden einfach die Leute sein, die mir nahe waren, Maja zum Beispiel oder Matti. Oder die faszinierende Maggie, die ja Sängerin geworden ist.«

»Geschichten sind wichtig und unsere sind vielleicht dadurch interessant, dass jede einen Bruch hat, den wir zu verarbeiten hatten – die Wende«, sagt Jan leichthin, dann erst scheint ihm mit einer kurzen Verzögerung klar zu werden, dass auch seine Geschichte dabei sein könnte. Aber der Schweiß läuft ihm natürlich nur wegen der Sauna-Hitze über den Bauch. Jan würde niemals fragen, ob ich vorhätte, seine Geschichte zu erzählen, so gut kenne ich ihn noch.

An diesem zweiten Abend versammeln wir uns zu einem ausgehenden Büfett im Wintergarten. Nach der Sauna und dem ersten Bier bin ich plötzlich so müde, dass ich kaum die Augen offen halten kann. Na wunderbar, mache ich mir Vorwürfe. Wenn du mit dem Kopf hier plötzlich auf die Tischplatte aufschlägst, werden sie dich unweigerlich für einen Alkoholiker halten, der den äußeren Schein mühsam bis zum zweiten Abend wahren konnte. Sammle dich, gähne nicht, lass dir nichts anmerken.

Ich konzentriere mich auf die Familienfotos, die jeder mitgebracht hat. Wir sind die letzte Generation, deren Leben nicht lückenlos visuell dokumentiert ist, während unzählige Videokassetten und Computerdateien das erste Lächeln, die ersten Schritte und ersten Worte unserer Kinder speichern. Sie werden später ihre eigenen Erinnerungen gegen unsere übermächtige Bildproduktionen verteidigen müssen. Von uns gibt es viel weniger Fotos und kaum Filmaufnahmen. Fotografiert wurde nur ausnahmsweise, bei Klassenfahrten oder Festlichkeiten.

Bevor mich die Müdigkeit endgültig übermannt, wende ich mich Birgit zu, die wir nur Biggi nannten. Ich frage sie, nun schon in eindeutiger Rechercheabsicht, wie sie eigentlich an die Schule gekommen sei.

»So wie viele von uns, durch eine Eingabe. Ich war schon abgelehnt worden, obwohl ich einen sehr guten Notendurchschnitt hatte, und bin nur durch den Kampf meiner Mutter an die Erweiterte Oberschule gekommen. Darum waren wir so etwas Besonderes: eine bunt zusammengewürfelte Truppe, viele Abgelehnte, die durch diesen Umweg doch noch an einen Abiturplatz gekommen sind.« Biggi, die das Leben so leicht nahm, dass ihre besorgte Mutter ihr »Vergnügungssucht« vorwarf, war sich schon früh sicher, dass sie Medizinerin werden wollte. Das altsprachliche Institut erschien ihr deshalb ideal. Drei Bewerber aus unserer Klasse wurden sofort zum Medizinstudium zugelassen. Biggi gehörte dazu. Die Anderen haben weiter gekämpft, und alle konnten ihren Traum schließlich verwirklichen.

Das Lernen fiel ihr immer leicht, besonders in den Naturwissenschaften, so blieb ihr genug Zeit für Clubs und Diskotheken, in denen die herzerfrischend natürliche, immer sehr modisch gekleidete Biggi ganz sicher ein Star war. Sie hat sehr früh geheiratet, nur zwei Jahre nach dem Abitur, einen in der DDR lebenden Ungarn, der wie Cat Stevens aussah und als Drucker arbeitete. Die beiden leben heute mit ihrem Sohn in einer kleinen malerischen Fachwerkstadt in Franken, wo sich Biggi in einem Bürgerforum gegen die in dieser Gegend erschreckend starken Neonazis engagiert.

Kaum jemand im Ort weiß, dass sie aus dem Osten stammt, und nach den anfänglichen Vorbehalten spricht sie nicht unbedingt von sich aus über diese Vergangenheit. Biggi hat heute eine gut gehende Zahnarztpraxis. Manchmal staunt sie über ihren Mut, in diese Selbstständigkeit gegangen zu sein.

In einer neu errichteten Siedlung oberhalb der Gemeinde ließ sie sich ein schönes geräumiges Haus bauen. In der unteren Etage richtete Biggi, vor allem für ihren Vater, ein Gästezimmer ein, in dem er aber nie schlafen wollte, weil es ihm zu dunkel und fast kellerartig erschien und ihn an sein Versteck während des Krieges erinnerte. Er konnte sich überhaupt nicht mehr in tiefer gelegenen Räumen aufhalten, im Alter sei das immer stärker geworden, sagt Biggi. Da ich in der Schulzeit manchmal bei ihr war, kannte ich ihren Vater. Er war ein freundlicher, umgänglicher und zurückhaltender Mann. Für die Nazis galt er als »Halbjude«, ein großer Teil seiner Familie ist

ermordet worden. Wir haben darüber nie gesprochen. Im Juni 2003 starb ihr Vater an Krebs.

Biggi trägt ihr rötliches langes, leicht gewelltes Haar noch immer offen wie damals. Sie lacht so gerne wie früher und scheint mit dem Grauen Kloster im Frieden zu leben, auch wenn sie es nicht idealisiert.

»Der Bau sah doch wie ein Knast aus, mit diesem Hof in der Mitte, man hätte die Lehrer von oben anspucken können, was manches Mal eine schöne Vorstellung war. Insgesamt war es ganz lustig dort. Wir haben einmal ohne jeden Anlass ein Flower-Power-Fest in der Schule veranstaltet, ließen Wolken von Luftballons von oben herab schweben.«

An Marks Rauswurf hat sie nur unklare Erinnerungen, aber in der Bewertung ist sie sich sicher. Sie weiß genau, dass ihr die Passagen des Artikels, um den es ging, als vollkommen unverfänglich erschienen. »Warum haben sie ihm wegen dieser paar Sätze die Zukunft verdorben?« Sie stand Mark nie sehr nahe, er war nicht in unserer Klasse. Man kannte ihn aber wegen seiner Umtriebigkeit.

Ich will mich nicht zufrieden geben mit dem Sammelbecken der Abgelehnten als einziges herausragendes Merkmal dieser Bildungseinrichtung. Was denn nun wirklich das Besondere an unserer Schule gewesen sei, frage ich sie.

»Sicher auch, dass wir dort Latein und Griechisch lernten, wie an einem richtigen, alten Gymnasium. Das fand ich schon großartig und irgendwie erhebend. Und natürlich die Schüler dort, die vielen Ausländer, Diplomaten- und Künstlerkinder. War nicht auch die Enkelin von Brecht an der Schule?«

»Oh ja, und wir haben sie furchtbar beneidet, weil sie über einen unerschöpflichen Vorrat an Westklamotten verfügte, der sich vermutlich aus den sprudelnden Einnahmen des großväterlichen dichterischen Werkes finanzierte.«

»Das Graue Kloster stand doch in irgendeiner Verbindung zu dem kirchlichen Krankenhaus St. Joseph nebenan«, vermutet Biggi. Bevor sie durch ihre Heirat den schwer auszusprechenden ungarischen Namen ihres Mannes, Kapocsanyi, annahm, lautete ihr Familienname auch Joseph. Mit dem benachbarten Hospital hat die Bezeichnung Graues Kloster nichts zu tun, soviel weiß ich schon.

4 Vielleicht war die Schule, war das Graue Kloster, nur deshalb etwas Besonderes, weil wir alle so fest daran glaubten. Die Illusion einer elitären Schule in unserer Welt, die gar keine »Elite« kannte. Dieser Begriff hatte in der DDR den gleichen unangenehmen Beigeschmack wie »Karriere«, die immer eine opportunistische Anpassungsleistung einschloss. Ich bin mir sicher: Keiner meiner Klassenkameraden würde diesen Begriff für die Beschreibung seines Lebensweges benutzen, obwohl viele von ihnen zweifelsfrei »Karriere« gemacht haben.

Legenden rankten sich um das unscheinbare Gebäude in der Niederwallstraße, das als Erweiterte Oberschule niemals den Namen eines verdienten Menschen erhielt, weder den eines kommunistischen Helden, eines Widerstandskämpfers oder eines Vertreters der bürgerlich-humanistischen Kultur. Wir brachten dem jugendlichen Geschmack entsprechende Vorschläge an, die aber niemals Aussicht auf Erfolg gehabt hätten: Hermann-Hesse-Schule oder Else-Lasker-Schüler-Schule, was schon sprachlich ein Unding gewesen wäre.

Unter den vielen Geschichten ragt eine besonders absurde heraus: Das Grundstück und das Gebäude würden der schwedischen Krone gehören. Ich habe nach der Wende nie gehört, dass das Königshaus in Stockholm Ansprüche auf die Immobilie erhoben hätte. Eine Verbindung nach Schweden bestand aber tatsächlich. In den 20er Jahren spendierte man den Schülern des Grauen Klosters Fahrten in das nordische Land, möglicherweise rührt daher das Gerücht. Diese Reisetradition wurde in der DDR-Zeit leider nicht wieder aufgenommen, versteht sich.

Ein Kloster konnte unser Schulgebäude niemals gewesen sein. Das war mir schon beim ersten Anblick klar. Dabei kannte ich bis dahin nur die nahe Berlin gelegene Klosterruine Chorin, ein halb zerfallenes, ausgedehntes Anwesen, großartig auch im Niedergang, den übrigens Schinkel als Restaurator aufzuhalten verstand. Die Choriner Ruine ist eine nahe Verwandte der Berliner Klosterkirche, vielleicht sogar das Vorbild.

Sicher waren meine Kindheitserinnerungen an die Besuche in Chorin ein weiterer Grund für meine sofortige Bereitschaft auf das Graue Kloster zu gehen, neben der vergeblichen Hoffnung auf den Erlass des Chemieunterrichts. Dem romantischen Gedanken, in

irgendeiner Weise Klosterschüler zu sein, gab ich mich bei der ersten Schülerdisko im Keller hin, eine von den Größeren als kindisch boykottierte Veranstaltung. Ich hing in dem abgedunkelten Raum meinen Träumen nach, die sich an historische Wahrscheinlichkeit nicht hielten: Nonnen und Mönche zogen, ungeachtet der selbst mir bekannten strengen Geschlechtertrennung, Kerzen haltend und Psalmen intonierend, gemeinsam durch diese Räume, gespenstische Zeugen einer klösterlichen Geschichte, an der auch ich nun Anteil nahm.

Für mich, das atheistische Kind des Arbeiter- und Bauernstaates, hatten religiöse Rituale immer eine große Anziehungskraft, dieses Schreiten und Beten, dieser Duft von Wachs und Weihrauch. Der kleine Kellersaal war in Wirklichkeit von ganz anderen Gerüchen erfüllt. Wochentags wurde hier die Schulspeisung verabreicht, angeliefert in militärgrünen Metalltrommeln, in denen schließlich wieder die Reste des Mahls landeten. Da sich die Speisenfolge, ungeschriebenen, aber unabänderlichen Gesetzen folgend, über Jahrzehnte hinweg niemals veränderte, brannte sich mir wie jedem DDR-Bürger die eherne Kombination »Grüne Bohnen mit Quark als Nachtisch« für immer ins Gedächtnis ein. Später erfuhr ich, dass Schüler hier in den 70ern einen Klub gründen wollten, den »Klosterkeller«. Doch die Schulleitung verbot das wegen der unliebsamen Erinnerung an den verschwiegene Ursprung der Bildungseinrichtung.

Auf dem Dachboden der Schule, den ich einmal aufgesucht habe, lagerten viele Bücher, zum größten Teil aus dem Aufbau-Verlag. Sie trugen den Stempel: Berlinisches Gymnasium zum Grauen Kloster und stellten mich vor ein Rätsel. Wieso konnten sich Nachkriegsausgaben von Lion Feuchtwanger und Leonard Frank in der klösterlichen Bibliothek befinden, wenn diese doch gar nicht mehr bestand? Und wie gelangten die Bände auf den Dachboden? Zweifelsfrei steht aber fest, wie sie in mein Regal kamen, wo sie noch heute stehen. Ich habe sie in einem Anfall früher Bücher-Besessenheit gestohlen. Der Straftatbestand müsste verjährt sein, ich bekenne ihn hiermit öffentlich und bin zur sofortigen Herausgabe bereit. Aber an wen? Die Schule existiert nicht mehr, wer könnte Ansprüche anmelden?

5 Hunderte Male bin ich am Morgen die wenigen Meter vom Ausgang des U-Bahnhofs Hausvogteiplatz zum Grauen Kloster in der Niederwallstraße gelaufen. Die Kriegswunden des Platzes waren damals noch nicht geschlossen. Trotzdem vermittelte er den Eindruck des großstädtischen Flairs, das hier geherrscht haben muss, als er das Zentrum der Berliner Konfektionsindustrie war. Der modische Geist und die handwerkliche Meisterschaft wurden nicht erst durch die Bomben des Zweiten Weltkrieges vernichtet. Die Nazis hatten die jüdischen Unternehmen boykottiert und später zerschlagen, etwa 4 000 jüdische Mitarbeiter der Berliner Bekleidungsindustrie wurden ermordet. Seit 2000 erinnert ein ebenso eindrucksvolles wie schlichtes Denkmal auf dem Hausvogteiplatz an die ausgelöschte Tradition – große Ankleidespiegel, in denen wir uns selbst als Kunden sehen, die wir nie sein werden, weil die jüdischen Schneider für immer verschwunden sind. Einer der Initiatoren war der Leiter des Centrums Judaicum, Hermann Simon, der in den 60er Jahren Schüler des Grauen Klosters war.

Wenn ich am Alexanderplatz, wo auf den Bänken der U-Bahnstation häufig Hausaufgaben abgeschrieben wurden, in den Zug zur Schule stieg, bildete ich mir gern ein, die Stadt über mir sei unzerstört und von jener lebendigen, dichten Urbanität geprägt, die ich nur von alten Fotos kannte. Die Berliner U-Bahnhöfe haben auf dieser Strecke ihr ursprüngliches Aussehen bewahrt, mit Kachelwänden und eisernen Säulen, und ihre Namen verweisen auf die Spuren der Altstadt, die es nicht mehr gibt: Klosterstraße, Spittelmarkt, Hausvogteiplatz. Dass die Hausvogtei nichts anderes als ein 1750 errichtetes und im 19. Jahrhundert abgerissenes Untersuchungsgefängnis war, wusste ich ebenso wenig wie mir bewusst war, dass ich am Bahnhof »Klosterstraße« mit der U-Bahn täglich eine wichtige Station der eigenen Schulgeschichte durchfuhr.

Direkt gegenüber unserer Schule, hinter einer riesigen Wiese liegt das einstige, gewaltige Gebäude des SED-Zentralkomitees, in dem heute das deutsche Außenministerium untergebracht ist. Als Schüler der oberen Klassen, die in den Pausen das Schulgelände verlassen durften, lagerten wir gern auf der Grünfläche, bis diese hippiehafte Freizeitgestaltung durch einen Anruf aus dem Machtzentrum der Partei bei unserem Direktorium unterbunden wurde.

Vier Jahre lang, von 1975 bis 1979, zog ich mit dem Strom der Schüler zur 2. EOS, eine kleine, tägliche Demonstration von größtenteils dunkel gekleideten jungen Menschen.

Schulranzen waren als kindisch verpönt, man behalf sich mit anderen Transportmöglichkeiten für die Bücher und Hefte. Ich besaß eine alte Aktentasche aus Leder, die Generationen von Bürokraten gedient haben mag. Selbst Plastiktüten wurden gern genutzt, mussten aber, wenn es sich dabei um westliche Werbeträger handelte, am Eingang umgedreht werden. Danach schimmerte der Name des Produktes spiegelverkehrt wie eine verschlüsselte, subversive Botschaft durch.

Berlins berühmte Schule war von einer unbestimmten und vielleicht gerade deshalb so mächtigen, historischen Aura erfüllt, die mir manchmal das Gefühl gab, ich sei ein Gymnasiast und würde etwa so aussehen wie der junge Brecht in Augsburg, auf dem bekannten Foto mit Pennälermütze. Der jugendliche Wunsch nach Individualität lebte sich in der Vorstellung aus, in einer herausgehobenen, bürgerlichen Institution zu lernen.

Diese Zeit liegt nicht chronologisch und übersichtlich hinter mir, sondern als ein großer Erinnerungsblock, aus dem sich einzelne Ereignisse herausheben wie unbearbeitete Grate aus einem Eisenguss: der erste Kuss, der erste übersetzte lateinische Satz, die Aufregung vor Klassenfahrten, verpatzte Arbeiten, glücklich überstandene Prüfungen und schließlich auch Marks Rauswurf. Sahen es meine Mitschüler genauso? Waren die Jahre am Grauen Kloster für sie ebenso wichtig? Welche Bilder haben sich in ihrem Gedächtnis erhalten?

Erst heute wird mir der Widerspruch dieser Jahre deutlich: Während es in mir brodelte und ich so viele Erfahrungen machte wie nie zuvor, Menschen kennenlernte, die bis dahin völlig außerhalb meines Gesichtsfeldes waren, verkrustete sich das Land, in dem ich lebte, endgültig und unrettbar. Das Ende, dessen Nahen niemand ahnen konnte, weil alles noch so fest gefügt und unabänderlich schien, war doch schon in jenen Jahren der Starre angelegt. Wer damals hier lebte, weiß, wie sich Stillstand anfühlt.

Das Abitur, diese Eintrittskarte für eine akademische Ausbildung, legte ich mit einem für viele Freunde unerwarteten Ergebnis ab: In Mathematik, meinem Schreckensfach, brachte ich es schriftlich auf

eine Drei. Ahnte der gefürchtete Mathematiklehrer etwas, als er meine Abschlussarbeit korrigierte? Einige Passagen dieses dürftigen Werkes verdankte ich meiner Nachbarin Claudia, mit deren Einwilligung wohlgemerkt, und es waren sicher die besseren Abschnitte. Zum Erstaunen dieser selbstlosen Helferin, einer ansteckend fröhlichen Person, hatte ich dann einen Punkt mehr als sie. Das zeigt zum einen, dass auch Claudia nicht gerade mit reichen mathematischen Gaben gesegnet war, was ihre Unterstützung noch rührender erscheinen lässt, zum anderen gab es mir ein nie aufgeklärtes Rätsel auf. Woher kam der Punkt? Es gäbe in der Berliner Stadtbibliothek, verriet mir Claudia nach den Prüfungen, ein Archiv des Grauen Klosters. Da würden die Abiturunterlagen aller Jahrgänge aufgehoben. Wir sollten, so ihr nicht sehr ernst gemeinter Vorschlag, in etwa 20 Jahren dorthin gehen und nach der Ursache für diese brüllende Ungerechtigkeit suchen. Beim Klassentreffen in Sebnitz rührte sie noch einmal an diesen »wunden Punkt«.

6 Als ich fast dreißig Jahre nach dem Abitur in eben jenes Archiv in der Berliner Stadtbibliothek gehe, viele Stufen ins Dachgeschoss emporsteige, umschwirrt mich in Gedanken der unverdiente Mathematikpunkt. Sollte sich sein Ursprung tatsächlich entlarven lassen? Lagert hier wirklich mein zusammengeklautes Mathe-Abitur? Das sind natürlich lächerliche Fragen angesichts der Zeugnisse einer ruhmreichen Vergangenheit.

Peter Rohrlach empfängt mich an der Eingangstür der »Sammlungen des Berlinischen Gymnasiums zum Grauen Kloster (Streitsche Stiftung)«, wie das Archiv offiziell heißt. Rohrlach, der 1980 zum stellvertretenden Direktor der Berliner Stadtbibliothek ernannt wurde, ist seit fast zehn Jahren im Ruhestand und gilt als der beste Kenner der Kloster- und Schulgeschichte. Gleich auf dem Flur der Sammlung steht, wie ein beim Umzug vergessenes Bild, die steinerne Ehrentafel für Bismarcks Abitur 1832 am Grauen Kloster.

Rohrlach ist ein überaus agiler Rentner mit der Rastlosigkeit eines Mannes, der nicht gerne Zeit verschwendet. Er sieht bei unserem Gespräch immer wieder auf die Uhr, klappert wie ein Hausmeister mit seinem Schlüsselbund, ist aber so höflich, seine Unruhe hinter

mehrfach eingestreuten Fragen wie »Sie haben ja sicher nicht ewig Zeit?« zu verstecken. Im Eilschritt führt er mich durch die Räume mit den dicken, ledergebundenen Bänden, den Stichen und Gemälden, mit Fotos der noch unzerstörten Klosterbauten, mit Vitrinen und Eisenschränken.

Die Sammlung sei seit dem Jahr 2000 in diesen Räumen untergebracht, erklärt Rohrlach, sie habe sich vorher schon in der Stadtbibliothek befunden. Er selbst sei früher oft in die Schule gegangen und hätte Vorträge über die Geschichte gehalten. Solche Besuche seien später unterbunden worden, weil die 2. Erweiterte Oberschule kein Interesse daran hatte, eine Verbindung zum alten Grauen Kloster herzustellen.

Dieses Archiv wäre zumindest teilweise für uns zu besichtigen gewesen. Ich mag mir gar nicht ausmalen, wie wir vor Stolz geplatzt wären, wenn wir diese Sammlung gesehen und uns als Teil einer jahrhundertealten Tradition empfunden hätten.

Das Gymnasium zum Grauen Kloster bestand in vier unterschiedlichen Aggregatzuständen: als gotischer Backsteinbau in Berlins Mitte. Dies war der Ursprungsort, der erste Sitz des Gymnasiums bis zur Zerstörung 1945. Ab 1949 befand es sich in der Niederwallstraße 6/7. (Dazwischen gab es ein provisorisches Quartier.) Den Namen Graues Kloster musste die Schule 1958 ablegen, von da an hieß sie 2. Erweiterte Oberschule. Das Evangelische Gymnasium im Westberliner Wilmersdorf nahm 1963 den Titel Graues Kloster an. Damit existierten in der geteilten Stadt zwei renommierte Schulen, die auf derselben Tradition beruhten, verdrängt im Osten, offen im Westen.

Und schließlich gibt es das wertvolle Archiv, in das sich der Geist der alten Institution gerettet hat, mit den in Jahrhunderten angewachsenen Schätzen des Gymnasiums. Nach den Kriegszerstörungen war das Kloster keine Ansammlung von Gebäuden mehr, sondern ein aus diesen vier Elementen bestehender historischer Komplex, der sich über die geteilte Stadt erstreckte.

Für Peter Rohrlach ist diese Tradition noch selbstverständlich. Nicht nur weil er das Erbe jahrzehntelang verwaltete, sondern weil er selbst am Grauen Kloster Schüler war als es auch noch so hieß. Peter Rohrlach wurde allerdings erst 1946 aufgenommen und hat am eigentlichen historischen Standort nicht mehr lernen können. Er

sieht sich als Vertreter einer »Dynastie«, die es auf Seiten der Lehrer wie auch der Schüler gab. Schon sein Großvater machte 1885 sein Abitur am Grauen Kloster, ebenso sein Vater und alle Onkel.

7 Ihre Hauptzerstörung erlitt die Kirche, einer der ältesten und schönsten Sakralbauten Berlins, am 3. April 1945 durch eine Luftmine, nachdem bereits am 3. Februar 1945 weite Teile des Geländes verwüstet worden waren, berichtet Rohrlach. »In den letzten Kriegstagen. Es ist eine Tragödie!« So emotional wird der Wissenschaftler sonst nicht.

Die Wirkung der Bomben war verheerend. Das Gotteshaus, dessen Anblick sich im Verlauf von 700 Jahren kaum verändert hatte, wurde schwer zerstört. Dächer und Gewölbe stürzten ein, die Außenwand des südlichen Seitenschiffes verschwand, auch die südliche Arkadenwand brach zusammen. Der Westgiebel mit dem Portal verlor ein großes Stück seiner Basis, besaß aber nach dem Krieg noch die Spitze mit dem charakteristischen Rautenmuster. Erst 1951, bei Bauarbeiten an der U-Bahn, stürzte sie ab.

Bald begann man mit den ersten Sicherungen der Substanz und 1954 legte der Baumeister Bodo Köttler einen Vorschlag zum Wiederaufbau des Ensembles vor, in vereinfachter Form. Selbst der DDR-Stararchitekt Hermann Henselmann setzte sich für die Rekonstruktion ein. Rohrlach hatte damals Hoffnungen auf eine Rückkehr in das alte Kloster, doch heute glaubt er nicht, dass die Pläne realisierbar gewesen wären. »Wer hätte das bezahlen sollen? Die Häuser waren vollkommen zerstört, ein Wiederaufbau kam praktisch nicht in Frage. Das wären Neubauten geworden.« Dennoch stellte er immer wieder, auch in der hoffnungsvollen Wendezeit, Anträge auf eine Schule am historischen Platz.

Heute verwaltet die Archivarin Susanne Knackmuß die gesammelte Hinterlassenschaft des Grauen Klosters in der Bibliothek. Sie verbindet als sehr viel Jüngere mit dem ursprünglichen Ort keine tieferen Gefühle. »Die Zerstörung war furchtbar, keine Frage, aber Gebäude kann man wieder aufbauen. Schlimmer würde ich es finden, wenn auch die Bücher und Bilder vernichtet worden wären, die zum größten Teil ja ausgelagert waren. Das sind Unikate, die sich

nicht wieder herstellen ließen. Mit diesem Bestand kann man sich bei uns ein Bild vom geistigen Leben im Kloster machen.«

Auf einem Foto, das 1947 wahrscheinlich vom Alten Stadthaus aus aufgenommen wurde, erkennt man trotz der Trümmerlandschaft deutlich, wie dicht besiedelt das Viertel einst war, wo heute nur zugige Leere herrscht. Und man sieht, wie eng die Klosterkirche, die jetzt einsam zwischen Bäumen steht, von den Schulgebäuden umstellt war, auch wenn von diesen Häusern nie mehr als die unteren, ausgebrannten Stockwerke die Bomben überstanden hatten. Die letzten Überreste wurden Ende der 60er Jahre bei der radikalen Umgestaltung des Stadtzentrums abgetragen.

Das anspruchslose Domizil in der Niederwallstraße empfanden die Klosteraner, deren Vorgänger beim Lernen altehrwürdige Gebäude vor Augen hatten, als eine Zumutung. Von der S-Klasse stiegen sie gewissermaßen auf einen Traktor um. Wie eine Mischung aus Stadtbad und Zellengefängnis wirke es, meinte damals ein Lehrer. Das Gymnasium musste sich das Haus anfangs mit einer Grundschule teilen. Für mich ist dieses viel geschmähte Backsteingebäude immer das Graue Kloster gewesen. Rohrlachs Bezeichnung »der alte Kasten« trifft mich, als beleidige er eine nahe, zugegeben etwas schäbige, Verwandte von mir.

Peter Rohrlach zog es in den Nachkriegsjahren immer wieder zum zerstörten Klostergelände. Mit einem Handkarren half er, Bruchstücke in das nahe gelegene Märkische Museum zu bringen, wo sie zu besichtigen sind. Schmerzlich waren die Vernichtungen, die Rohrlach nach dem Krieg registrieren musste. Das mittelalterliche Chorgestühl, das eingemauert zumindest teilweise die Bombenangriffe überstanden hatte, war von den frierenden Berlinern 1946 verfeuert worden.

Das Kloster ist ein verlorener Berliner Ort, auch wenn die Ruine der Kirche erhalten blieb. Sie stand den Planungen im sozialistischen Stadtzentrum nicht im Wege, ihre Randlage mag sie gerettet haben. Die Berliner selbst verbinden nicht mehr viel mit diesen Trümmern, und Besucher verirren sich nur selten hierher, dabei bietet das »Klosterviertel« selbst in seinem erbärmlichen, rudimentären Zustand eine Vorstellung vom verwinkelten, alten Berlin. Das einstige Gymnasium ist nur noch ein Park. In der Grünanlage stehen zwei mächtige



Die Ruinen des Berlinischen Gymnasiums und der Klosterkirche an der Klosterstraße, um 1950

Säulenkapitelle. Sie stammen von einem ebenfalls verschwundenen, einst prägenden Bauwerk der Stadt – dem Schloss.

Nördlich begrenzt wird der Park von der unwirtlichen, breiten Grunerstraße, die kurz nach dem Kloster am gewaltigen Gerichtsgebäude vorbei führt, um dann in einem Tunnel abzusinken. Diese furchtbare Straße, die dort entlang führt, wo früher das alte Herz Berlins schlug, schneidet das Viertel von der Innenstadt, vom Alexanderplatz und dem Roten Rathaus ab. Doch wer vor dem Portal der Klosterruine steht und von hieraus weiter südlich blickt, den erwartet ein Anflug einstiger barocker Pracht mit der Parochialkirche und dem Podewilschen Palais, einem der wenigen erhaltenen Berliner Stadtpaläste.

Gegenüber der Klosterruine steht ein gesichtsloses Funktionsgebäude aus DDR-Zeiten, die Ende der 60er Jahre errichtete Vermittlungsstelle der Deutschen Post, der zentrale Knotenpunkt des Telefonnetzes. Auf der Südseite schiebt sich ein sonnenblumengelb gestrichener Bürobau aus der Nachwende-Epoche an die Kirchenreste heran.

Es fällt schwer, sich ein Bild der einstigen Anlage zu verschaffen. Auf alten Ansichten bietet sich kein Überblick, sondern nur der Eindruck drangvoller, architektonischer Enge und selbst ehemalige Klosterschüler wundern sich heute, dass so viele Häuser auf so engem Raum Platz fanden. Gebäude entstanden und verschwanden im Verlaufe der Jahrhunderte, wurden umgebaut oder abgerissen.

Gemälde und Fotos zeigen lernende Schüler unter den gotischen Gewölben der klösterlichen Räume und immer wieder frage ich mich, welchen Einfluss diese Aura auf die jungen Leute gehabt haben mag. Hofften die Pädagogen auf die verfeinernde Wirkung dieser täglichen Begegnung mit der Ewigkeit, auf die erzieherische Kraft des Anblicks?

Ich kann nicht ohne Neid an diese Räume denken, an diese Wandelhallen und überwölbten Schulräume, an diesen Hof im Schatten einer gotischen Kirche. Mit seinen Bauten aus verschiedenen Stil-Epochen, seinen wertvollen Sammlungen und der Bibliothek war das Graue Kloster ein einmaliges und höchst lebendiges Gesamtkunstwerk.

8 Die Kirche stand unangefochten im Zentrum der Anlage, nicht immer im besten Zustand, die meiste Zeit ohne eigene Gemeinde und von der Schule nur wenige Male im Jahr genutzt. Mehrfach musste die Kirche wegen schwerer Schäden geschlossen werden, vor allem eindringende Feuchtigkeit machte dem Gemäuer zu schaffen. Während das oft umgebaute Areal nicht mehr auf den ersten Blick als ehemaliges Klostergelände zu erkennen war, verwies das Gotteshaus auf den Ursprung.

Von außen schlicht muss sie innen einen überwältigenden Eindruck geboten haben. Das Gebäude hatte entsprechend der strengen, asketischen Bauvorschriften der Franziskaner keinen Turm. Die dreischiffige Basilika besaß auch kein Querschiff, sie war von monumentaler Einfachheit und galt als besonders gelungener gotischer Bau, was selbst im fragmentarischen Zustand noch zu erkennen ist.

Die Ruine gibt der Vorstellungskraft einen klaren Rahmen, die großflächigen, nicht gegliederten Seitenwände des Hauptschiffes führen den Blick zum Chor hin, der fast nur aus Licht zu bestehen



Klosterruine an der Klosterstraße, 2009

scheint. Sehr schön sieht man den Kontrast zwischen der Baumasse des hohen Innenschiffs mit den kleinen Fenstern und der filigranen Leichtigkeit des Chors auf einem Aquarell des berühmten Berliner Stadtmalers Eduard Gaertner von 1844. Wegen dieser großen stilistischen Unterschiede, der massiven Wucht des Langhauses und der feinen Struktur des Chor-Abschlusses, glaubte man früher an einen größeren zeitlichen Abstand zwischen beiden Bauabschnitten. Doch jüngste Untersuchungen der Technischen Universität Berlin erbrachten Beweise für einen einheitlichen Bauprozess gegen Ende des 13. Jahrhunderts. Der Berliner Architekt Alexander Pellnitz, selbst Schüler am Grauen Kloster West, untersuchte die Baugeschichte der Kirche und kam zu dem Schluss, dass der Stilunterschied »auf eine bewusste Gestaltungsabsicht zurückgeführt werden« muss. Dann wäre es also eine baukünstlerische Idee der Mönche gewesen, den Blick der Betenden von den schweren, schützenden Mauern hin zum lichten, offenen Altarraum zu lenken.

Diese Idee teilt sich trotz der Zerstörung noch immer mit, eine Botschaft aus der Ferne, die uns beim Anblick der Ruine mit Aussetzern und Verzerrungen erreicht.

Die zahlreichen Kunstschatze wurden im Krieg größtenteils ausgelagert; sie sind heute in Berlin verteilt, viele finden sich in der nahe gelegenen Marienkirche.

Hier, in dieser Klosterruine saß ich gern als Schüler und las Gedichte, was man eben so tut in einem Alter, da man denkt, schon allein die Auswahl der Lektüre, egal ob verstanden oder nicht, würde einen aus der grauen Masse herausheben. Ich bevorzugte damals expressionistische Dichter wie Georg Trakl und Georg Heym. Dunkel schwante mir etwas von der Verbindung dieser klösterlichen Backsteinkulisse, die an Caspar David Friedrichs schaurig-schöne Verfallsbilder erinnerte, mit meinem sehr viel einfacheren Schulgebäude. Ich scherte mich nicht darum, dass dieses stimmungsvolle Ambiente nicht in Jahrhunderten friedlicher Vernachlässigung, sondern in schrecklichen Bombennächten entstanden war.

Aber selbst der verdienstvolle Denkmalpfleger Wolfgang Gehrke, der nach dem Krieg viele zerstörte Bauwerke dokumentierte, schrieb im Mai 1950: Der Blick »schweift über die Ruine hin, ein Anblick nicht ohne gewisse Romantik«. Ihm stand der kriegerische Ursprung der Verwüstungen noch deutlich vor Augen, vielleicht wollte er sich mit dieser Beschreibung trösten. Gehrke nahm bei seinen Erkundungen viele Souvenirs mit, Steine, Ziegel, Architekturfragmente. Erst nach seinem Tod 2003 kamen diese Reste der Klostersgeschichte in das Charlottenburger Museum für Vor- und Frühgeschichte.

9 In den nüchternen Räumen der Streitschen Stiftung, deren Aura von den gesammelten Objekten, den alten Büchern und Stichen, den Gemälden und Fotografien ausgeht, versenke ich mich in die Geschichte des Grauen Klosters. Sie beginnt im Mittelalter, als Berlin und Cölln eine Doppelstadt bildeten und drei große Pfarrkirchen die Silhouette prägten: St. Marien, St. Nikolai und St. Petri.

Zum Bild der Städte gehörten nicht nur die festen Orientierungspunkte Kirche, Rathaus und Markt, sondern auch die Klöster. Die großen Bettelorden drängte es mitten in die Gemeinden hinein, die Dominikaner ließen sich in Cölln nieder, die Franziskaner in Berlin. Mit ihren Gotteshäusern hielt die Gotik in der Mark Einzug, ihre Bauschöpfungen wurden vorbildlich für die gesamte Region.

Die Franziskaner wandten sich bevorzugt an die unteren Schichten, bemühten sich um Volksnähe und versuchten, nicht durch allzu große Gelehrsamkeit aufzufallen. Sie waren, vorsichtig ausgedrückt, kein intellektueller Orden. In Berlin hinterließen sie kaum bedeutendes Schrifttum. Sicher hielten sie sich schon deutlich vor der Gründung des Grauen Klosters in der Stadt auf. Mit einem untrüglichen Gefühl für aufstrebende Gemeinden soll es sie um 1250 nach Berlin gezogen haben. Aber erst im Jahre 1271 überließen die Markgrafen Otto III. und Albrecht III. dem Franziskaner-Orden ein Grundstück. Die Herrscher sahen in den Mönchen so etwas wie Motoren des Städte-Ausbaus und unterstützten sie bei ihrer Ansiedlung in Berlin. Das Gelände lag am östlichen Rand, in unmittelbarer Nähe zum markgräflichen Hof, dem »Hohen Haus«.

Wahrscheinlich befand sich vor dem Backstein-Bau bereits eine Feldsteinkirche auf dem Areal. In der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts erfolgte dann der Neubau, in den die Nordwand des Vorgängers integriert wurde. Im Jahre 1290 schenkte Ritter Jacob von Nebede den Mönchen eine Ziegelei. Das Präsent dürfte die Franziskaner in Verlegenheit gebracht haben, denn die Ordensregeln untersagten ihnen den Besitz von Grund und Gütern. Aber da durch diese Werkstatt die Eigenversorgung mit dem begehrten und manchmal knappen Baustoff Backstein gesichert war, drückte man beide Augen zu.

Eine Inschrift in der Kirche, die um 1500 angefertigt wurde, pries die beiden Akte, die Schenkung von Bauland und der Ziegelwerkstatt. Sie ist so etwas wie die nachträglich ausgestellte Geburtsurkunde des Grauen Klosters und war bis zur Zerstörung am Chorgestühl zu sehen. Schon früh wurde die Kirche zu einem bevorzugten Begräbnisort bedeutender Persönlichkeiten der Stadt. Das älteste Berliner Grabmal, die Tafel für den 1308 gestorbenen Konrad von Belitz, kann heute im Märkischen Museum besichtigt werden. Im 15. und beginnenden 16. Jahrhundert packte die Mönche noch einmal die Baulust. Sie errichteten von 1471 bis 1474 den zweistöckigen Hallenbau, mit dem später so beliebten, gotischen Kapitelsaal.

Man konnte sogar eine Art Copyright lesen, einen seltenen Hinweis auf einen Baumeister, dessen Name auf eine Säule geschrieben wurde: »Im Jahre des Herrn 1474 ist dieses Werk vollendet worden durch den Meister (Magister) Bernhard.«

Zwischen 1516 und 1518 entstand dann das rechtwinklig zum Kapitellhaus gelegene Langgebäude, mit der von einem prachtvollen Sternengewölbe überspannten Wandelhalle, den Zellen der Mönche und dem Konventsaal. Diese Gebäude existierten, wenn auch oft umgebaut, im Kern bis zu den Bombenangriffen von 1945.

Zwischen 500 und 800 Brüder lebten während der 300-jährigen Geschichte des Klosters dort, doch nur sehr wenige Namen wurden überliefert. Ihr Ordensgründer, der 1226 gestorbene und zwei Jahre später heilig gesprochene Franz von Assisi, predigte die absolute Bedürfnislosigkeit und die Verweigerung jeglichen Besitzes, selbst Schuhe sollten möglichst nicht getragen werden. Die Franziskaner in Berlin scheinen sich an diese Vorschrift weitgehend gehalten zu haben, was ihnen den Beinamen »Barfüßer« einbrachte.

Die frommen Herren trugen die ungefärbte grau-bräunliche Kluft mit Kapuze, genau wie Franz von Assisi. Die Farbe der Tracht wurde zum Markenzeichen der Mönche. Auch der Name ihres Klosters und später des Gymnasiums leitete sich davon ab. Die Dominikaner in der Berliner Schwesterstadt Cölln trugen übrigens schwarz, daher gab es dort das Schwarze Kloster, von dem man noch weniger weiß als vom Grauen. Selbst hinter den Mauern fand die Reformation ihre Anhänger. So soll ein Bruder Martin sich mit Luthers Gedanken eingehend beschäftigt haben und ihnen vollständig verfallen sein. Er war also ein früher Freigeist am Kloster, eben ein Vorreiter, wenn es ihn denn wirklich gab.

Unser Bruder Martin, der also auch noch den Vornamen des Reformators trug, eröffnete seine inneren Qualen dem Guardian, so nannte sich der Vorstand. Höhere Ränge gab es bei den Franziskanern innerhalb eines Konvents nicht. Der Guardian tobte ob dieser Ketzerei und riet dem ins Wanken Geratenen eindringlich, sich zwei Stunden zurückzuziehen und schleunigst wieder zur Vernunft zu gelangen. Martin nutzte diese Bedenkzeit, um sich still aus dem klösterlichen Staub zu machen.

Nach acht Tagen verkündeten die läutenden Glocken, dass der Flüchtling eingefangen und zurückgeführt worden war. In der Verhandlung wurde das Todesurteil gesprochen. Martin soll eingemauert worden sein, da die Kirche kein Blut vergießt. Aber sie ist mildtätig, weshalb ein Stück Brot dem Todgeweihten zur Verlängerung